

Was tun? Als Lenin 1901 diese inzwischen kanonische Frage stellte, lautete die Antwort: eine kommunistische Revolution herbeiführen. Heute, 25 Jahre nach dem öffentlichen Start des Internets, scheint vielen auf der Linken die Antwort technologischer Natur zu sein. In den 1990er Jahren waren es rechtsgerichtete Libertäre wie John Perry Barlow, die zu wissen behaupteten, was im Blick auf das Informationssystem zu tun sei. In der Zukunft, so schrieben sie, würden wir unseren Körper hinter uns lassen und uns kopfüber in einen wunderbaren Pool universellen Denkens namens Cyberspace stürzen. In den ersten Jahren des 21. Jahrhunderts verkaufen die Schöpfer der sozialen Medien dem Publikum eine neue Utopie. Doch statt, wie versprochen, eine Welt zwischenmenschlicher Intimität zu eröffnen, entwickelten sich die sozialen Medien zur kommerziellen Bühne, auf der man stolz seine Selfies präsentiert, während man ganz nebenbei Daten abwirft, die sich von Staaten und Unternehmen nutzen lassen.

In ihrem neuen Buch „Die Zukunft erfinden: Postkapitalismus und eine Welt ohne Arbeit“ (soeben auf Deutsch bei Tiamat erschienen), das auf ihrem 2013 erschienenen und weit verbreiteten „Manifest für eine akzelerationalistische Politik“ basiert, erklären die britischen Kulturtheoretiker Nick Srnicek und Alex Williams, all das müsse sich ändern. Zu einer Zeit, da die Zukunft den Ökonomen der Chicago-Schule und das Internet Google und der NSA zu gehören scheint, rufen Srnicek und Williams mutig dazu auf, linke Politik neu zu denken und vom Kopf auf die Füße zu stellen. In Wirklichkeit verdankt die von ihnen vorgeschlagene alternative linke Vision den kritisierten neoliberalen Vorstellungen sehr viel. Srnicek und Williams glauben, die neuen Technologien schufen die Grundlage für die einst von Lenin versprochene egalitäre Gesellschaft. Damit diese Welt entsteht, so behaupten sie, dürften wir die Entwicklung neuer Technologien und die Ausbreitung des Kapitalismus nicht bremsen, sondern müssten sie eher noch beschleunigen.

Eines machen Srnicek und Williams in aller Deutlichkeit klar: Die alten Taktiken der Linken funktionieren heute nicht mehr. Die gegen die Globalisierung gerichteten Aktionen der 1990er Jahre, diverse Studentenerhebungen in Europa und Nordafrika und vor allem die Occupy-Bewegung in den Vereinigten Staaten seien, so behaupten Srnicek und Williams, sämtlich gescheitert, weil die Linke sich hauptsächlich mit „Folk Politics“ beschäftigt habe, wie sie dieses Phänomen mit leicht spöttischem Unterton nennen, einer Politik, die in den späten 1960er und frühen 1970er Jahren entstanden sei. In den letzten 50 Jahren sei es zum „Zusammenbruch der traditionellen Organisationen der Linken und gleichzeitig zum Aufstieg einer alternativen neuen Linken“ gekommen, die auf einer „Kritik an Bürokratie, vertikaler Organisation, Exklusion und Institutionalisierung“ basiere. Die neue Neue Linke sei gegen alle Formen einer Politik von oben, preise konsensorientierte Entscheidungsprozesse und glaube an die direkte Aktion. Vor allem aber hoffe sie, ihr eigener lokaler demokratischer Prozess könne auch im Großen ein Modell für eine neue, demokratischere Gesellschaftsordnung sein.

Dieses Ethos hat nach Ansicht der beiden Autoren bislang allerdings kaum zu dauerhaften Veränderungen geführt – zumindest nicht in der Sozialstruktur. Occupy ist da ein besonders lehrreiches Beispiel. Niemand wird bestreiten, dass die berühmte Parole – „Wir sind die 99 Prozent“ – die öffentliche Debatte monatelang prägte. Aber wo sind die strukturellen Veränderungen, die Occupy gefordert hat? Nach Ansicht von Srnicek und Williams verhindert gerade die Logik der „Folk Politics“, dass aus Bewegungen wie Occupy mehr wird als eine Reihe vergänglicher Proteste. Der Glaube an horizontale Organisation, lokale Aktion und das Veränderungspotential der Unmittelbarkeit sei schön und gut, so schreiben sie, aber er verhindere fast schon definitionsgemäß die Entstehung großer, gut organisierter Kräfte, die ein institutionelles und finanzielles Territorium gewinnen und halten können. Außerdem sei Politik nach Art der „Folk Politics“ Ausdruck einer mangelnden Bereitschaft, diverse Wahrheiten hinsichtlich des Kapitalismus und der Moderne zu akzeptieren.

Die erste dieser Wahrheiten sei die Tatsache, dass der Kapitalismus alles verschlingt. Srnicek und Williams merken an, dass der Kapitalismus, wie schon Marx gezeigt hat, nahezu alle sozialen Formen, die ihm im Wege stehen, auflöst. Das heißt, dass jeder Versuch, lokale Enklaven zum Beispiel eines ethischen Konsums oder horizontaler, außerhalb des Marktes stehender sozialer Beziehungen zu schaffen, letztlich zum Scheitern verurteilt ist. Wer schon einmal die Käse-Boutiquen in San Francisco besucht hat, wird wissen, wie zutreffend diese Kritik ist. Auch wenn es in der Stadt immer mehr Charcuterien, Hipster-Barbershops und Bioläden gibt, haben die jungen technikbegeisterten Kunden dieser Geschäfte doch die Armen immer weiter aus ihren Wohnungen verdrängt. Aber an dieser Stelle kommt es bei Srnicek und Williams zu einer unerwarteten Wende. Statt zum Widerstand gegen die Kräfte der Technologie und des Kapitalismus aufzufordern, drängen sie uns, diese Kräfte willkommen zu heißen. Genauer gesagt behaupten sie, die einzige Möglichkeit, dem Rachen der Konsumgesellschaft zu entkommen, sei der Versuch, deren Motor noch schneller laufen zu lassen. Die Linke müsse ebenso vorgehen wie die neoliberale Rechte und die befreienden Tendenzen des Kapitalismus loben.

Angesichts des Scheiterns konventioneller linker Bewegungen in den letzten Jahren erscheint Srniceks und Williams' Forderung in Teilen durchaus vernünftig. Der Kapitalismus, so schreiben sie, sei ein komplexes globales Phänomen, geschaffen von Banken und Staaten, digitalisierten Finanzströmen, globalen Verkehrsnetzen und transkontinentalen Mediensystemen, die sämtlich von Grenzschildern der unterschiedlichsten Art bewacht würden. Mit Hilfe der Mont Péle-

rin Society, eines 1947 von Friedrich Hayek geschaffenen Netzwerks aus Ökonomen, habe die neoliberale Rechte einen kohärenten ideologischen Rahmen geschaffen, der alle Aspekte kapitalistischer Aktivität berücksichtige. Um an diese Macht heranzureichen, müsse die Linke ihre eigene Version der Mont-Pélerin-Gruppe erschaffen und eine alternative Zukunftsvision verbreiten.

Die Nachahmung neoliberaler Taktiken ist eine Sache – die Behauptung, Handel und Technologie würden uns nach Utopia bringen, eine andere. Srnicek und Williams möchten beides. Sie hoffen, durch die „vollständige Automatisierung der Wirtschaft, eine Verkürzung der Arbeitswoche, die Einführung eines allgemeinen Grundeinkommens und eine kulturelle Veränderung im Verständnis der Arbeit“ eine „Post-Arbeitsgesellschaft“ schaffen zu können. In ihren Augen ist das Hauptproblem mit dem Kapitalismus nicht die Ungleichheit, die er produziert, und auch nicht die Art, wie er sich mit alten Mustern des Rassismus und Nationalismus kreuzt, sondern das uralte Problem der Arbeit. Seit Generationen, so

ihres Buchs verweisen sie auf das Managementsystem „Cybersyn“ als Symbol der von ihnen erhofften Zukunft. Cybersyn wurde Anfang der 1970er Jahre für Salvador Allendes sozialistische Bewegung entwickelt und teilweise realisiert. Es verfügt über ein Kommandozentrum, das der Brücke auf dem Raumschiff „Enterprise“ ähnelt. Wie Captain Kirk und seine Offiziere sollte die Führung die Informationsströme aus dem ganzen Land beobachten und auf der Grundlage dieser Beobachtungen handeln. Srnicek und Williams sehen in den digitalen Technologien unserer Zeit Werkzeuge mit einem ähnlichen Potential. Um unsere individuellen Wünsche freizusetzen, müssen wir ihres Erachtens die Arbeit so weit wie möglich automatisieren, diese Automatisierung mit Hilfe von Systemen wie Cybersyn gemeinsam einsetzen und so eine flexible postkapitalistische Ökonomie aufbauen, in der wir arbeiten, wann wir wollen, lieben, wann wir wollen, und alles in allem „neue Seinsweisen erschaffen“. Wenn das in Ihren Ohren wie eine Werbekampagne von Überklug, haben Sie recht. Dies ist dieselbe Logik,

aber nicht richtig, meinen Mackay und Avanesian, die zur Entgegnung das „Maschinenfragment“ aus den Grundrissen von Marx zitieren und in ihrem Band abdrucken. Dort beschreibt Marx einen Prozess, durch den das in den Produktionsmaschinen verkörperte Kapital die lebendige Arbeitskraft einsaugt. Nach seiner Darstellung arbeiten automatische Maschinen für das Kapital, indem sie die Menschen zu bloßen Prothesen machen. Mackay und Avanesian halten das für eine gute Sache. Solcherart eins mit der Maschine zu werden wäre in ihren Augen der beste Weg zur Überwindung des Kapitalismus.

Ungeachtet des „Maschinenfragments“ dürfte Marx mit dieser Auffassung durchaus nicht einverstanden gewesen sein. Im „Kapital“ behauptet er, die Zentralisierung des Kapitals und der Produktion werde in Widerspruch zu den sie tragenden sozialen Beziehungen geraten, und daran werde der Kapitalismus zugrunde gehen. Danach bereiten Konflikte zwischen Menschen, Maschinen und Geld den Weg für die Re-

tables der Unternehmen auftaucht, sinnvoll erschienen. Und dieses Denken stand auch ziemlich weit rechts. „Die Vergangenheit ist vergangen“, schrieb das CCRU-Kollektiv. „Die ewig aufgeschobenen Eschatologien der Linken sind dazu verdammt, im White-Trash-Eimer der Zukunft zu landen und eine Gegenwart voller synthetischer Möglichkeiten hinter sich zu lassen.“ Die Autoren der CCRU sahen in der digitalen Matrix etwas Ähnliches wie John Perry Barlow: eine *new frontier*, an der sie ihre Körper aus Fleisch und Blut und sogar die Politik schlechthin hinter sich lassen konnten. Sie verwarfen nicht nur die „Folk Politics“, sondern jegliche linke Politik. Sie begrüßten die Logik der schöpferischen Zerstörung, und dies nicht nur als ökonomisches, sondern als ästhetisches Projekt und auch – zumindest auf Teilnpartys – als Lebensstil.

In den Augen des britischen Kulturtheoretikers Benjamin Noys waren die Mitglieder der CCRU dem Bann einer „Deleuzeschen Thatcherismus“ verfallen. Noys gilt weithin als derjenige, der 2010 in seinem Buch „The Persistence of the Negative“ den Ausdruck „Akzelerationalismus“ prägte. Sein jüngstes Buch „Malign Velocities“ (Verso Books) bietet eine scharfsinnige neue Lektüre der von Mackay und Avanesian skizzierten Geschichte. Wie sie verweist Noys auf den Marxismus und den Futurismus des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und die französische Philosophie der frühen 1970er Jahre als wesentliche Quellen der akzelerationalistischen Ideale. Doch er liest beides ganz anders. Er erinnert uns daran, dass Lenin selbst Frederick Taylors Managementtheorien begrüßte und von einer Welt träumte, in der Produktivitätsfortschritte den Arbeitenden mehr Freizeit bescherten. Noys verweist darauf, dass diese Politik nicht zu universeller Muße führte, sondern zu den kafkaesken Machenschaften der sowjetischen Bürokratie. Und im Blick auf die Träume der italienischen Futuristen, ihre Liebe zur Geschwindigkeit und zum Automobil, erinnert er seine Leser an deren tiefe Frauenfeindlichkeit und ihre Affinität zum Faschismus.

Wie Noys darlegt, scheiterten diese ersten Akzelerationalisten nicht nur mit dem Versuch, eine Volksrevolution auszulösen; sie leisteten vor allem auch einen Beitrag zur Rechtfertigung der heute eingesetzten Herrschaftstechnologien. Seine schärfste Kritik hebt Noys für die französischen Theoretiker der 1970er Jahre und für die CCRU auf. In den sozialen Unruhen von 1968 sah die französische Linke ihre Hoffnungen auf eine anti-kapitalistische Revolution zunächst gestärkt und dann zerstört. Als Reaktion darauf wandelten Denker wie Baudrillard, Lyotard, Deleuze und Guattari ihre Enttäuschung in Begeisterung. Sie akzeptierten nicht nur ihr Unvermögen, dem Kapitalismus zu entkommen, sondern schwelgten geradezu darin. Sie träumten von Menschen, die sich bereitwillig dem libidinösen Sog der Medienspektakel und Konsumfreuden hingaben. Wie der Marx des „Maschinenfragments“ erträumten sie Menschen, die mit ihren Werkzeugen eins zu werden vermögen.

In den 1990er Jahren propagierten Nick Land und Sadie Plant dieselben Träume, schreibt Noys, diesmal zum Rhythmus der Technomusik. Land und Plant schrieben zu derselben Zeit, als man, von London bis nach Berlin, auch Kraftwerk und Detroit Techno hören konnte. Die Künstler dieser Musikrichtung, so behauptet Noys, verführten die Zuhörer zu Phantasien, die darauf abzielten, mit dem Maschinensystem zu verschmelzen, eigenes Handeln aufzugeben und Freude an vollständiger Unterwerfung zu finden. Wie die Essays der CCRU scheine die Musik eine „Befreiung von Fühlen und Denken“ anzukündigen, und darin liege das eigentliche Versprechen, das hinter dem Akzelerationalismus stecke. Trotz des Geredes über eine technologisch ermöglichte sozialistische Utopie biete der Akzelerationalismus in Wirklichkeit kaum mehr als einen steilen Kopfsprung in einen nihilistischen Kaninchenbau.

Hier greift Noys ein zentrales Paradoxon des Akzelerationalismus auf. Dieselben Geräte, die uns langsam die Fähigkeit nehmen, ohne ihre Hilfe in der Welt zu agieren, bereiten uns auch außergewöhnliches Vergnügen. Und wie die italienischen Futuristen, die erstmals in einem Auto fuhren, haben wir allen Grund, über die neue Geschwindigkeit in der Welt zu staunen. Doch wie eben diese Futuristen uns gelehrt haben, kann der Traum von Maschinen, die uns mit Höchstgeschwindigkeit aus dem alltäglichen Leben herausführen, ebenso gut den Weg zum Faschismus wie den zur Demokratie eröffnen. Genau diese Geschichte vergessen Srnicek und Williams in ihrem überschwenglichen Loblied auf die Vorzüge der Automatisierung. Lenin mag sich dem Taylorismus zugewandt haben, um das Leben von Bauern zu erleichtern, und die Gründer der CCPU mögen Schumpeters schöpferische Zerstörung loben, um eine technozentrische Form von Ekstase zu erleben. Keiner der beiden Ansätze vermochte die Aussichten auf eine egalitärere soziale Welt substantiell zu verbessern. Im Gegenteil, der eine bereitete Stalin den Weg, der andere trug zur Legitimation Margaret Thatchers bei.

Immerhin fordern Srnicek und Williams uns nicht auf, uns in digitale Einsen und Nullen aufzulösen, wie John Perry Barlow dies tat. Aber das eigentlich politische Problem bleibt ungelöst. Wie können wir eine gerechtere, egalitärere Gesellschaft schaffen, wenn unsere Gerätschaften uns bereits mit so vielen personalisierten Vergnügungen umgeben, wie wir sie uns von der Gesellschaft nur erhoffen mögen? Meetings sind langweilig. Mit Leuten zu sprechen, die anders sind als wir, ist schwierig. Wie können wir uns lange genug von der Medienwelt abwenden, um die Freuden dieser schwierigen Arbeit wiederzuentdecken? Und wie können wir sie aushalten, wenn uns das gelingt?

Auf Fragen dieser Art hat der Akzelerationalismus keine Antworten.

Aus dem Amerikanischen übersetzt von Michael Bischoff

Fred Turner ist Harry and Norman Chandler Professor of Communication an der Stanford University. Sein jüngstes Buch trägt den Titel: „The Democratic Surround: Multimedia and American Liberalism from World War II to the Psychedelic Sixties“. Der Text erschien zuerst auf der Website „Public books“ (publicbooks.org).

# Maschinenträume

Der Akzelerationalismus will den Kapitalismus überwinden, indem er ihn beschleunigt. Ist das die Zukunft linker Politik? Oder der reine Neoliberalismus? Von Fred Turner

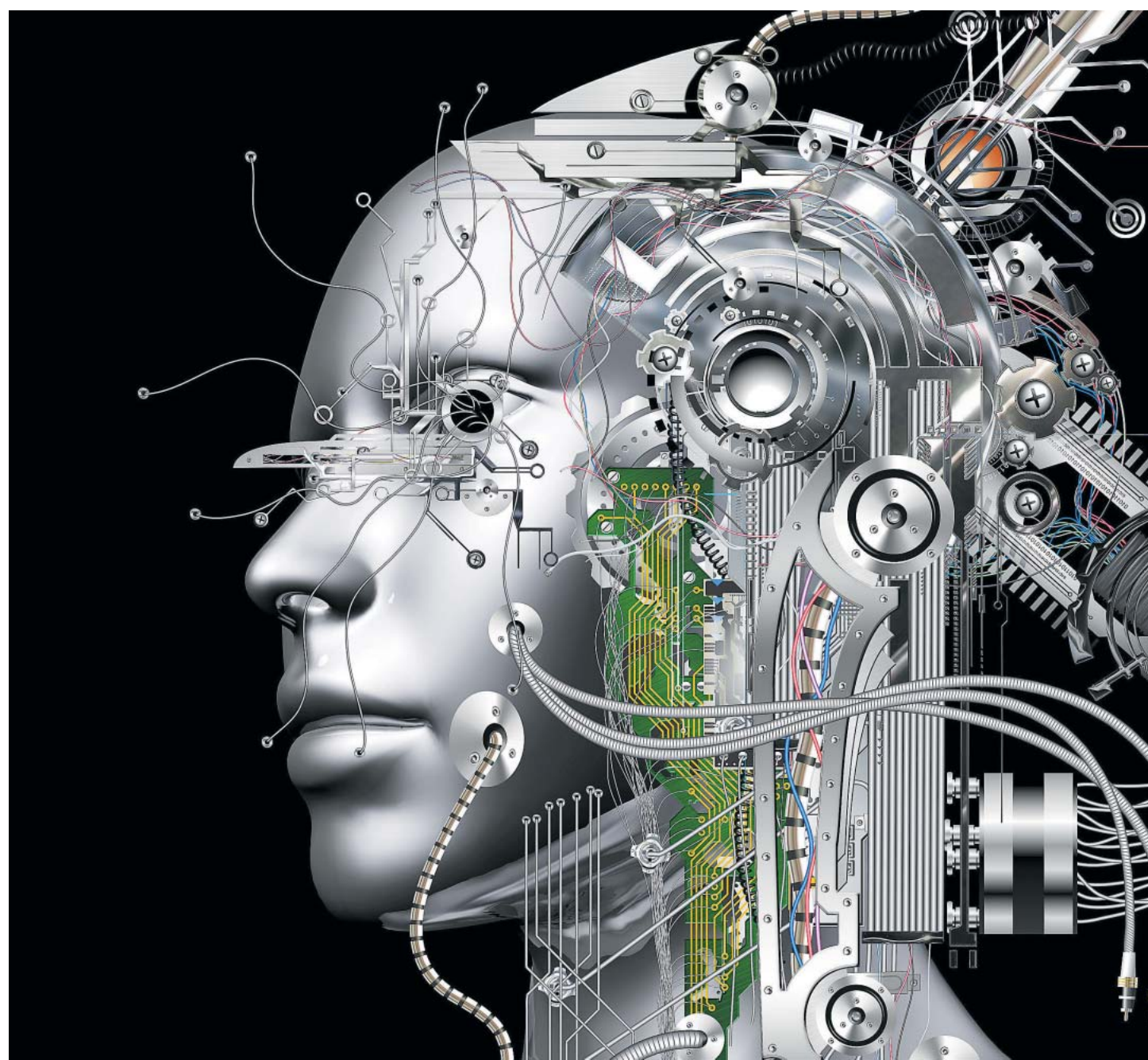


Foto: Bildagentur-online

schreiben sie, versuche die Linke „die Menschheit von der Mühsal der Arbeit, der Abhängigkeit von Lohnarbeit und der Unterwerfung unseres Lebens unter einen Boss zu befreien. Neue Technologien bieten uns die Möglichkeit, ein postkapitalistisches und postarbeitsgesellschaftliches Fundament zu legen, auf dem vielfältige Lebensweisen entstehen und gedeihen könnten.“

Hier holen Srnicek und Williams den alten Geist der Romantik wieder hervor und vermählen ihn mit der marxistischen Kritik an der Arbeit, und zwar in einer Weise, die der amerikanischen Gegenkultur der 1960er Jahre sehr vertraut gewesen wäre. Erstens stellen sie nahezu jegliche Arbeit als spirituelle Unterwerfung dar. Wir haben ein authentisches Ich, behaupten sie, und wenn wir für Lohn arbeiten, müssen wir unsere authentischen Wünsche zu Hause lassen. Solche Vorstellungen bewegen auch die amerikanischen Kommunisten der 1960er Jahre. Schließlich ging es ihnen darum, Arbeit und Wohnen miteinander zu vereinen, damit beides immer „authentisch“ sein konnte. Zweitens verstehen Srnicek und Williams einen wichtigen Aspekt der heutigen Arbeit falsch. Sie schreiben, eine Gallup-Meinungsumfrage habe 2013 ergeben, dass nur 13 Prozent der Beschäftigten weltweit ihre Arbeit als „einnehmend“ empfanden. Ihres Erachtens liefert die Befragung Belege für eine weltweite Entfremdung. Doch Gallup führte die Befragung für eine Gruppe von CEOs durch, die Arbeit höchstwahrscheinlich „einnehmender“ machen wollten, um mehr aus dem Seelenleben der Beschäftigten herauszuholen. Arbeitgeber wünschen sich, dass die Beschäftigten authentisch sind. Je mehr die Arbeitnehmer sich bei der Arbeit wie zu Hause fühlen, desto mehr und besser arbeiten sie.

Seltsamerweise scheinen Srnicek und Williams ganz zufrieden mit einem Top-down-Management zu sein. In einer der sonderbarsten Passagen

die hinter der Rhetorik der Sharing-Economy steckt.

Srnicek und Williams lassen sich von ihrem Glauben an alles Digitale blenden. Die Automatisierung allein aus der Perspektive einer möglichen Ersetzung mühevoller Arbeit zu betrachten ist schon erstaunlich naiv. Wer wird die Maschinen bauen? Wer wird sie bedienen? Angenommen, es gelingt uns, ein neues Cybersyn zu bauen – wer wird dann in den Sesseln dieses Steuerstands sitzen? Und was ist mit denen, die niemals in die Kommandozentren gelangen? Oder sollte ich besser sagen: Was ist mit uns? Werden wir zum politischen Äquivalent der Über-Fahrer und kommunizieren mit den Machtzentralen nur noch über die bei der Arbeit anfallenden Daten? Ein Teil der von Srnicek und Williams beschriebenen Zukunft ist in der Tat verführerisch, vor allem die Idee eines allgemeinen Grundeinkommens. Und ihre Bereitschaft, die Türen linker Theorie für die zuweilen befreiende Macht des Kapitalismus zu öffnen, bietet eine Alternative zu einer Politik im Stil der „Folk Politics“, die sie zu Recht kritisieren. Doch wie zwei weitere Bücher belegen, ist diese Tür schon früher geöffnet worden – und nicht immer mit befreienden Ergebnissen.

Der von Robin Mackay und Armen Avanesian herausgegebene Band „#Accelerate“ (Urbanomic) versammelt zwei Dutzend Aufsätze und Buchauszüge aus den letzten 150 Jahren. In ihrer Einleitung stellen die Herausgeber die These auf, dass die heutigen Akzelerationalisten zu einer lange vernachlässigten linken Tradition gehören. „Akzelerationalismus ist politische Häresie“, schreiben sie. „Die Behauptung, die einzig radikale Reaktion auf den Kapitalismus sei es, dessen entwurzelnde, entfremdende, entzaubernde und abstrahierende Tendenzen zu beschleunigen“, klinge wie ein Verbot an den Grundprinzipien linker Politik. Das sei

revolution, während nach Mackays und Avanesians Darstellung in ihrer Einleitung die Verschmelzung von Mensch und Maschine zu etwas Neuem bereits die Revolution ist. In vielerlei Hinsicht geht Mackays und Avanesians Sicht der postkapitalistischen Effekte des Akzelerationalismus auf die Lektüre zweier philosophischer Strömungen zurück. Die eine entstand Anfang der 1970er Jahre in Frankreich, als Theoretiker wie Deleuze, Guattari und Lyotard sich um eine Synthese zwischen Marx und Freud bemühten. Diese Kritiker versuchten, der Marxschen Dialektik zu entkommen, und meinten, um es in Mackays und Avanesians Worten zu sagen, „die Emanzipation vom Kapitalismus müsse... über die von der kapitalistischen Maschine selbst geschaffene polymorphe Perversiversion erreicht werden“. Die Maschine werde uns die Freiheit geben, einen „neuen, flüssigen sozialen Körper“ zu erschaffen.

Das Werk dieser Philosophen hat nach Ansicht der beiden Herausgeber gemeinsam mit anderen Entwicklungen die Bühne bereitet für Donna Haraways Loblied auf den feministischen Cyborg und für den autonomen Marxismus Antonio Negris und Tiziana Terranos. Aber auch für die Träumereien Nick Lands und der von ihm gemeinsam mit der Cybertheoretikerin Sadie Plant gegründeten Cybernetic Culture Research Unit (CCRU) an der University of Warwick in England. Mitte der 1990er Jahre begleiteten Land und Plant den Aufstieg des öffentlichen Internets mit einer ekstatischen Prosa. Hier ein zufällig herausgegriffenes Beispiel aus dem Kollektivessay der CCRU „Swarmachines“, den Mackay und Avanesian in ihren Sammelband aufgenommen haben: „Der Dschungel schraubt die herkömmliche Zeit zurück, spielt sie erneut ein und verwandelt sie in Siliziumimpulse, die die Schlackehalden der historischen Kohlenstoffdioxidierung verbrennen.“

Von dieser Art waren die Dinge, die damals, als die Zeitschrift „Wired“ erstmals auf den Coffee-